

Adrienne Brodeur

WILD
Meine Mutter, ihr Liebhaber und ich
GAME

Aus dem amerikanischen Englisch
von Nicole Seifert

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Wild Game« im Verlag Houghton Mifflin Harcourt, Boston.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe April 2020

© 2019 by Adrienne Brodeur

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Das Gedicht in Kapitel 3 mit

freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlags:

Art Corriveau, »Auf der anderen Seite des Tals«, in der Übersetzung von
Theresia Übelhör. © S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2018.

Redaktion: Claudia Schlottmann

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
nach einem Entwurf von Christopher Moisan

Coverabbildung: Julia Cumes Photography

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27817-8

*Für Tim, Madeleine und Liam
und im Gedenken an Alan*

Vorbemerkung

»Das Leben besteht nicht aus dem Gelebten, sondern aus dem, woran man sich erinnert und wie man sich daran erinnert, um davon erzählen zu können.« Gabriel García Márquez

Beim Schreiben dieses Buches habe ich versucht, mich so weit wie möglich an die Fakten zu halten, habe Tagebücher zurate gezogen, Briefe, Sammel- und Fotoalben, Karteikarten, Rezepte, Zeitungsartikel und andere Zeugnisse der Geschichte meiner Familie. Wenn sich ein physisches oder emotionales Detail nicht nachweisen ließ, habe ich mein Gedächtnis befragt, wohl wissend, dass es unzuverlässig ist und wir das Erinnerte mit jedem Erinnern leicht verändern, unsere Perspektive beschönigen und mit neuen Sichtweisen anreichern, um ihm in der Gegenwart Sinn zu verleihen.

Wild Game gibt nicht vor, die ganze Geschichte zu erzählen – Jahre wurden zu Sätzen gestaucht, Freunde und Geliebte außen vor gelassen, Details ausgeblendet. Die Zeit hat die Einzelheiten zerstreut. Was auf den folgenden Seiten steht, sind Erinnerungen, Interpretationen und Nachbildungen von Momenten, die mein Leben geprägt haben, alle gefärbt durch meinen Blickwinkel, meine Überzeugungen und Sehnsüchte. Mir ist bewusst, dass andere sich womöglich anders erinnern und ihre eigene Sicht auf die Ereignisse haben. Ich habe versucht, eine Geschichte, die nicht mir allein gehört, mit Bedacht zu erzählen.

Die Namen aller im Buch vorkommenden Personen habe ich geändert, bis auf die meiner Eltern, Malabar und Paul. Und meinen eigenen.

DER NUTZEN VON LEID
von Mary Oliver

(Im Schlaf träumte ich dies Gedicht)

Jemand, den ich liebte, gab mir einst
ein Kästchen voller Dunkelheit.

Ich brauchte Jahre, um zu verstehen,
dass auch das ein Geschenk war.

Prolog

Eine verborgene Wahrheit, mehr ist eine Lüge nicht.

Cape Cod ist ein Ort, an dem Verborgenes an die Oberfläche kommt und wieder verschwindet: Hummerfangkörbe aus Holz, Wirbel von Buckelwalen, vom Meer polierte Glasscherben. An einem Tag ist da nichts; am nächsten fördern die Naturgewalten – Erosion, Wind und Gezeiten – etwas zutage, das die ganze Zeit über da war. Einen Tag später ist es wieder weg.

Vor ein paar Jahren entdeckte mein Bruder den Bug eines Schiffswracks, der aus einer Sandbank ragte. Es gelang ihm, einen Großteil des Schiffsrumpfes freizulegen, bevor die Flut kam und seine Bemühungen zunichtemachen konnte. Am nächsten Tag kehrte er beim selben Wasserstand an die Stelle zurück, aber von dem Schiff war nichts mehr zu sehen. Hätte er nicht ein mit Wasser vollgesogenes Stück Holz mitgenommen, wunderschön verdreht und knorrig, um es auf dem Rasen trocknen zu lassen, hätte er vielleicht geglaubt, alles nur geträumt zu haben.

Blinzele, und dir entgeht ein Schatz.

Blinzele noch einmal, und dir wird klar, dass die Wahrheit, die du für gut verborgen gehalten hattest, ans Licht gekommen ist, dass sich unter veränderten Bedingungen irgendein unansehnlicher Teil davon offenbart hat. Wir alle wissen, dass eine Lüge oft weitere Lügen nach sich zieht. Täuschung erfordert Einsatz, Wachsamkeit und ein sehr gutes Gedächtnis. Man muss sich anstrengen, wenn man will, dass die Wahrheit verborgen bleibt.

Viele Jahre lang war es meine Aufgabe, Sand aufzuschütten – mit Händen, Schaufeln, Eimern, was immer gerade erforderlich war –, damit das Geheimnis meiner Mutter verborgen blieb.

TEIL I

Oh, welch verworren Netz wir weben.

Sir Walter Scott

Ben Souther schob sich durch die Eingangstür unseres Strandhauses auf Cape Cod und begrüßte meine Familie mit seinem üblichen enthusiastischen: »Wie geht's!« Er war damals Anfang sechzig, hatte dichtes, weißes Haar und schwielige Hände, die von seiner Liebe zur Arbeit im Freien zeugten. Ich beobachtete vom Flur aus, wie er mit der einen Hand meinem Stiefvater Charles Greenwood auf den Rücken schlug und mit der anderen eine braune Lebensmitteltüte hochhielt, in deren Ecken sich feuchte, dunkle Flecken gebildet hatten.

»Bin gespannt, was du aus denen hier machst, Malabar«, sagte Ben zu meiner Mutter, die neben ihrem Mann in der Tür stand. Er präsentierte ihr das nässende Päckchen und küsste sie flüchtig auf die Wange.

Meine Mutter nahm die Tüte mit in die Küche, stellte sie auf die Holzarbeitsplatte und sah hinein.

»Täubchen«, sagte Ben stolz und rieb sich die Hände. »Ein Dutzend. Gerupft und ausgenommen, ich habe sogar die Köpfe für dich abgetrennt.«

Aha. Das Nasse war also Blut.

Ich sah meine Mutter an, deren Gesichtsausdruck nicht die geringste Abscheu zeigte, nur Entzücken. Zweifellos kalkulierte sie bereits, wie viel Zeit bei welcher Temperatur nötig wäre, damit die Haut knusprig, das Fleisch aber nicht trocken wurde, und womit sie die Aromen am besten zur Geltung brächte. In der Küche erwachte meine Mutter zum Leben – sie war ihre Bühne und sie selbst der Star.

»Also, ich muss schon sagen, Ben, das ist ja mal ein Gastgeschenk«, sagte sie lachend und sah ihn mit erhobenem Kinn abschätzend an. Sie sah ihn lange an. Malabar war eine harte Kritikerin. Man musste sich ihre Achtung verdienen, und das konnte Jahre dauern, wenn es überhaupt dazu kam. Ben

Souther, das konnte ich sehen, war in ihrem Ansehen etwas gestiegen.

Bens Frau Lily folgte dicht hinter ihm, in den Armen einen Strauß Blumen aus ihrem Garten in Plymouth und eine Tüte mit Brunnenkresse, die sie an ihrem Bachufer frisch gepflückt hatte, scharf, wie Malabar es liebte. Lily war ungefähr zehn Jahre älter als meine Mutter, zierlich und auf schlichte Weise hübsch, mit ergrauendem braunem Haar und Falten im Gesicht, die von ihrer sachlichen neuenglischen Art und dem völligen Fehlen von Eitelkeit zeugten.

Charles stand mit einem breiten Lächeln am Rand. Er liebte Gesellschaft, köstliche Mahlzeiten und Geschichten von früher, und dieses Wochenende mit seinem alten Freund Ben und dessen Frau Lily versprach all das im Überfluss. Ich kannte die Southers, seit ich acht war und meine Mutter Charles geheiratet hatte. Ich kannte sie so, wie ein Kind die Freunde seiner Eltern kennt, also nicht gut, sie interessierten mich nicht weiter.

Ich war vierzehn.

Sofort wurde die Cocktailstunde ausgerufen, bei uns zu Hause ein geheiligtes Ritual. Meine Mutter und Charles begannen mit dem Üblichen, einem Bourbon on the Rocks, tranken gleich noch einen und gingen dann über zu ihrem Lieblingsaperitif, den sie »Powerpack« nannten: ein trockener Manhattan mit einer Zitronenspirale. Die Southers taten es meinen Eltern gleich, Drink für Drink. Die vier plauderten und mäanderten dabei mit ihren Cocktails vom Wohnzimmer auf die Terrasse und später über den Rasen zu der Holzterrasse, die zum Strand hinunterführte. Dort konnten sie am besten die ozeanische Fülle genießen, die sich ihnen bot: salzige Luft, ein von der untergehenden Sonne rosa gefärbter Himmel, die Geräusche der in der Nähe vertäuten Schiffe, der Möwen und fernen Wellen.

Dann kam mein älterer Bruder Peter dazu, der einen langen Arbeitstag als Steuermann auf einem gecharterten Fischkutter vor Wellfleet hinter sich hatte. Er war sechzehn, blond, seine

Haut gebräunt, die Lippen von zu viel Salz und Sonne rissig. Er und Ben unterhielten sich über Felsenbarsche: was sie fraßen (Sandaale), wo sie anbissen (hinter den Sandbänken, aber noch ziemlich nah am Ufer). Die beiden waren sich einig, dass diese Art des Sportfischens mit der anspruchslosen Kumpanei und den Hightech-Angelschnüren eigentlich nicht ernst zu nehmen war. Ben war ein passionierter Angler. Er band seine Fliegen selbst und reiste alljährlich nach Island und Russland, um in den unberührtesten Flüssen der Welt zu fischen. Er hatte in seinem Leben bereits über siebenhundert Lachse gefangen und wieder freigelassen und wollte es noch auf tausend bringen. Trotzdem, ein Tag auf dem Wasser war ein Tag auf dem Wasser, auch wenn Bier saufende Touristen dabei waren.

»Wann gibt's Essen, Mom?«, fragte Peter. Mein Bruder hatte ständig Heißhunger, war immer ungeduldig.

Mehr brauchte es nicht, damit alle wieder ins Haus gingen. Wir wussten, was nun kommen würde.

Meine Mutter knipste das Küchenlicht an, wusch sich die Hände und begann, die kopflosen Vögel auszupacken, auf der Arbeitsplatte aufzureihen und die Wunden mit einem frischen Küchentuch abzutupfen. Wir anderen ließen uns auf massiven Barhockern mit hohen Rückenlehnen nieder, die Ellbogen auf der grünen Marmorplatte, sodass wir Richtung Küche guckten, mit freier Sicht auf Malabars Tun. Auf der gigantischen Kücheninsel sprossen direkt vor uns duftende Kräuter aus einer Vase, wie ein Strauß Blumen – Basilikum, Koriander, Thymian, Oregano, Minze. Ein rechteckiges Stück Butter war zu einem glänzenden Hügel geschmolzen. Eine riesige Knoblauchknolle erwartete das Messer meiner Mutter. Hinter uns erstreckte sich das Wohnzimmer, auf allen Seiten von gläsernen Schiebetüren umgeben, die einen Panoramablick auf Nauset Harbor boten, sodass man bei Ebbe Sumpfgas und Sandbänke sehen konnte. Jenseits des Hafens lag der äußere Strand, ein khakifarbener Sandstreifen, unterbrochen von Dünen, die uns Schutz vor dem Atlantik boten. Ab und zu unterbrach meine Mutter das Hacken,

Rühren und Reiben, schaute hoch, nahm den Anblick in sich auf und lächelte zufrieden.

Schon als kleines Mädchen war sie regelmäßig in diesem Städtchen auf Cape Cod gewesen. Orleans liegt am Ellbogen dessen, was aus der Vogelperspektive aussieht wie ein riesiger Arm, der fünfundsechzig Meilen in den Atlantik reicht, dann wieder Richtung Festland deutet, sich verjüngt und bei Provincetown eine Faust bildet. Als Kind kam Malabar immer nach Pochet; als sie mit meinem Vater verheiratet war, gehörte ihr ein winziges Häuschen in Nauset Heights, und vor ein paar Jahren hatte sie, zweifellos mit Charles' Unterstützung, ein paar Morgen am Wasser gekauft. Sie hatte grundlegend renovieren lassen, nachdem sie das Haus erworben hatte, und es war kein Zufall, dass die Küche den besten Ausblick bot.

Wer bei einer Frau in der Küche an eine niedliche Hausfrau mit Rüsenschürze denkt, oder an eine dieses Lebens überdrüssige Mutter, die pflichtschuldig ihre junge Familie verköstigt, der stellt sich die falsche Frau in der falschen Küche vor. Hier, im allerletzten Haus an einer kurvigen Strandstraße, war die Küche die Kommandozentrale und Malabar ein hochdekorierter General. Lange bevor offene Küchen in Mode kamen, vertrat sie die Ansicht, dass man Köchinnen feiern sollte, statt sie in zu heiße Räume zu verbannen, wo sie allein schufteten mussten, hinter geschlossenen Türen. In dieser Küche wurde Baiser auf ein Meer aus *Crème anglaise* gesetzt, perfekt sautierte Scheiben von *Foie gras* mit Feigenreduktion beträufelt und Salate aus Brunnenkresse und Endivie sachkundig in Olivenöl und Meersalz geschwenkt.

Meine Mutter hielt sich selten an Rezepte. Sie brauchte sie nicht. Ihr ging es darum, die Chemie des Essens zu verstehen, und dazu benötigte sie nur ihren Gaumen, ihren Instinkt und ihre Fingerspitzen. Ein einziger Tropfen Soße auf ihrer Zunge reichte, um eine Idee Kardamom aufzuspüren, eine einzelne Zitronenzeste, den noch so winzigen Hauch einer geheimen Zutat. Sie hatte ein angeborenes Gefühl für Komposition und Beschaf-

fenheit und dafür, wie sich beides durch Hitze veränderte. Vor allem hatte sie ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Macht, die ihr diese Gabe verlieh, insbesondere im Hinblick auf das andere Geschlecht. Bewaffnet mit scharfen Messern, duftenden Gewürzen und Feuer konnte meine Mutter ein Festmahl kreieren, dessen Aromen allein Schiffe voller Männer auf Felsen hätten locken können, von denen sie sie mit Vergnügen in den Abgrund hätte stürzen sehen. Ich kannte die Sirenen, denn ich hatte die griechischen Sagen gelesen, und staunte über die Kräfte meiner Mutter.

Es wurden Kerzen angezündet, die den Raum leuchten ließen, und das fröhliche Quietschen der Korken verkündete, dass das Essen fertig war. Wir versammelten uns um den Tisch und widmeten uns dem ersten Gang: dampfenden Sandklaffmuscheln, die meine Mutter und ich früher am Tag bei Ebbe auf einer der Sandbänke gesammelt hatten. Wir hebelten die Schalen auf, entfernten die Haut von den langen Hälsen und tauchten die Körper in heiße Brühe und geschmolzene Butter. Dann steckten wir sie uns in den Mund, wo das Meer explodierte.

Als Nächstes kam die Hauptattraktion: Bens Täubchen, ganz familiär auf einem riesigen Schneidebrett serviert, in dessen Rillen sich die überschüssige Flüssigkeit sammelte. Mit einer langen Zange legte Malabar auf jeden Teller eine winzige Taube. *Medium rare* gebraten, war das Fleisch seidig, zart und feinporig und aromatischer, als ich erwartet hatte. Die Haut war fett wie die von Enten und knusprig wie Schinkenspeck. Als Beilage hatte meine Mutter ein pikantes Maispüree gemacht, eine Karambolage aus Maiskörnern, Eiern und Sahne, von der sie jedem einen Klacks gab. Es schmeckte süß und salzig, Aromen, die sich ergänzten, und war sehr saftig, mit einer Ahnung von Vergorenem.

Beim ersten Bissen seufzte meine Mutter zufrieden. Sie scheute sich nie, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen.

»Das«, sagte Ben und schloss die Augen, »ist *Perfektion*.« Er

saß neben Malabar und legte einen Arm auf ihre Rückenlehne, dann hob er sein Glas. »Auf die Köchin!«

»Auf Malabar«, stimmte Lily ein.

Wir stießen an. Mein Stiefvater strahlte und sagte: »Auf meinen Liebling.« Charles betete meine Mutter an, seine zweite Frau, die fast fünfzehn Jahre jünger war als er. Sie waren beide mit anderen Menschen verheiratet gewesen, als sie sich über Freunde kennengelernt und ineinander verliebt hatten. Charles war meiner Mutter sehr dankbar, dass sie trotz seiner langwierigen Scheidung und mehrerer folgenschwerer Schlaganfälle unmittelbar vor ihrer Hochzeit bei ihm geblieben war. Seine rechte Körperhälfte war teilweise gelähmt, sein Gang schlurfend, und er hatte lernen müssen, mit links zu schreiben und zu essen.

Charles und Ben waren seit ihrer Kindheit befreundet, verbunden durch ihre Liebe zu Plymouth, wo Ben lebte, ein direkter Nachfahre der *Mayflower*-Pilgerväter, und wo Charles als Kind die Sommer verbracht hatte. Sie waren ein ungewöhnliches Paar – Charles so verkopft, Ben so körperlich –, aber die Freundschaft hatte seit Jahrzehnten Bestand. Sie waren nur sechs Monate auseinander, wobei der lebhaftere, unwiderstehliche Ben Jahre jünger wirkte. Als Jäger, Angler und Umweltschützer – außerdem war er ein erfolgreicher Geschäftsmann – besaß Ben ein enzyklopädisches Wissen über die Natur und ließ andere begeistert daran teilhaben. Beim Abendessen bombardierte ich ihn mit Fragen: *Wie paaren sich Pfeilschwanzkrebse? Was löst die jährliche Wanderung der Heringe aus? Wie legen Perlboote Eier?* Ich versuchte, ihn in Verlegenheit zu bringen, aber es gelang mir nicht. Fragen zum Thema Umwelt und Natur waren sein Partytrick.

Während wir aßen, schulte Ben uns zum Thema Tauben, die er seit mehr als dreißig Jahren züchtete.

»Wusstet ihr, dass die Jungen von *beiden* Elternteilen bebrütet und gefüttert werden?«, fragte er und deutete mit einer winzigen Keule auf mich.

»Sind das hier denn Stadttauben?«, fragte ich, neugierig, ob es

sich um dieselben schmutzigen Wesen handelte, die ich aus New York kannte, wo ich geboren war und wo mein Vater noch immer lebte.

»Ja und nein. Taubenvögel gehören alle zur Familie der Columbidae«, sagte Ben und berührte dabei meinen Arm. »Was wir züchten, sind weiße Tauben.«

»Ach, es ist eine so wunderbare Schar, Rennie«, sagte Lily. »Du musst mal zu Besuch kommen und sie dir ansehen.«

»Das würde ich gern«, sagte ich und sah meine Mutter an, die zustimmend nickte.

»Und wie genau tötet ihr sie nun eigentlich?«, fragte Peter.

Ben drehte in der Luft einen winzigen, unsichtbaren Hals um.

Der Abend nahm seinen Lauf, anregend und voll kleiner Überraschungen. Ben war ein lebhafter Mann, der viel gestikuliert und Dinge ausführlich erklärte, anderen aber auch aufmerksam zuhörte. Mir fiel auf, dass sein Blick während des Essens immer wieder zu meiner Mutter wanderte. Die schien ihr Vergnügen daran zu haben, warf den Kopf hin und her wie ein Pferd und lachte viel. Einmal beobachtete ich sie dabei, wie sie die Gabel über ihr Maispüree zog. Wir blickten beide auf, um zu sehen, ob Ben hersah. Tat er. Sie lächelte mir kurz verschwörerisch zu und goss mir Rotwein in ein Glas. Dann goss sie Peter auch etwas ein.

»Der Pinot passt perfekt zu den Täubchen«, sagte sie zu uns, als bekämen wir ständig Wein zum Essen.

Als ich sie überrascht ansah, zuckte sie amüsiert mit den Schultern. »Wenn wir in Frankreich leben würden, hättet ihr schon mit acht Jahren zum Abendessen Wein bekommen!«

Ben nickte schmunzelnd, und meine Mutter folgte seinem Beispiel mit einem kehligen Lachen.

Charles und Lily, unbeeindruckt davon, dass ich Wein trank, unbeirrt davon, dass ihre Ehepartner miteinander flirteten, brachen ebenfalls in Lachen aus.

An diesem Abend war alles so verdammt lustig.

Gegen neun Uhr wurde ich unruhig. Obwohl die Ventilatoren liefen, war es im Esszimmer unangenehm warm, und meine Oberschenkel klebten am Stuhl. Immer wieder sah ich unauffällig auf die Standuhr. *Wo bleibt er?* Als es schließlich an der Tür klopfte, warf ich Peter einen flehenden Blick zu. Er rührte sich nicht vom Fleck.

Bitte, bat ich mit hochgezogenen Augenbrauen. *Komm schon. Tu es einfach.*

Peter verdrehte die Augen und zuckte halbherzig mit den Schultern, gab dann aber nach und ging zur Tür.

»Darf ich aufstehen?«, fragte ich meine Mutter. »Ich brauch frische Luft.«

Sie nickte, bekam meine Frage aber kaum mit.

Als ich meinen Teller wegräumte, fühlte ich mich vom Wein etwas beschwipst. Ich rannte nach oben, putzte mir die Zähne, bürstete mir die Haare und raste hinunter zur Tür. Kurz davor wurde ich langsamer, um gelassen zu wirken.

Mein Bruder und unser Nachbar Ted standen auf der Veranda und quatschten. Wir machten es immer so: Peter sagte Gute Nacht und ging wieder rein, während Ted und ich ums Haus herum- und dann die Holzterrasse zum Wasser hinunterliefen. Viel zu sagen hatten wir uns nicht, dieser Junge und ich, also redeten wir nicht. Wir gingen an unsere gewohnte Stelle, legten uns auf den grobkörnigen Sand und fing an rumzumachen, wie wir es seit einer Woche fast jeden Abend taten.

Ein Paar ging Hand in Hand an uns vorbei, ohne uns zu bemerken, lehnte sich an den Findling nah am Ufer und bewunderte das Mondlicht, das sich in der Bucht spiegelte. Statt auseinanderzurücken, wie wir es normalerweise taten, wenn uns jemand störte, legte Ted mir eine salzige Hand auf den Mund und zog mit einem Ruck mein Trägerhemd hoch, bis über meine Brüste. Ich lag flach auf dem Sand, verblüfft über dieses unerwartete Manöver. Teds grinsendes Gesicht, das vom Mond erleuchtet wurde, war voll jugendlicher Lust und Gier. Seine Augen weideten sich an meinem Anblick. Aus seinen Achseln lugten dun-

kelblonde Haare, und die Muskeln an seinen Schultern zuckten. Dann fing er an – drückte erst eine Brust, dann die andere, und ließ sie wieder los, sodass in meinem Inneren Funken stoben und mir zwischen den Beinen warm wurde.

Als ich schließlich nach Hause kam, ging die Dinnerparty meiner Mutter dem Ende entgegen. Lily räumte die Dessertteller ab, und mein Stiefvater wirkte erschöpft. Sogar Ben und meine Mutter machten einen gedämpften Eindruck. Ich glitt unbemerkt an ihnen vorbei und ging nach oben.

Als ich ins Bett kroch, begann mein Erlebnis mit Ted Schleifen in meinem Kopf zu drehen. Ich konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken, was er getan hatte. Die Regeln bei sexuellen Begegnungen unter Teenagern waren unmissverständlich: Es gab kein Zurück. Ich wusste, dass eine neue Startlinie gezogen worden war. Wenn wir uns das nächste Mal gemeinsam davonschlichen, würden meine entblößten Brüste wie selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Die Vorhänge in meinem Zimmer waren offen, die Fenster so weit aufgerissen wie möglich, und trotzdem war es drückend heiß. Mein Haar, das von der salzigen Luft feucht war, klebte mir am Hals, und an den Beinen spürte ich das abgenutzte, sandige Baumwolllaken. Nur der Mond wirkte kühl, wie ein kaltes Metallstück, das ich mir gern ans Gesicht gehalten hätte. Nicht einmal die kleinste Brise zerrte an der Vertäuung der Fischerboote oder brachte das Windspiel meiner Mutter zum Klingen. Auch im Haus war es still. Meine Eltern und ihre Gäste mussten ebenfalls schlafen gegangen sein.

Mein Körper hatte sich im Laufe des letzten Jahres sehr verändert. Davor hatte ich Jungs nachlaufen müssen, um sie auf mich aufmerksam zu machen. Jetzt brauchte ich mich nur am Geländer unserer Veranda festhalten, mich nach hinten beugen, meine Zehen im weichen Sand vergraben oder nach oben blinzeln, als würde ich in die Sonne gucken, und schon waren sie hin und weg. Nach einer langen Ruhephase war mein Körper explo-

diert – ich hatte Brüste bekommen, breitere Hüften, meine Haut straffte sich über neuen Rundungen. Auch mein Inneres spielte verrückt.

Jeden Monat blutete ich und hatte Krämpfe, aber vom Rest hatte mir niemand erzählt: wie feucht und lehmig es da drinnen war, wie glatt, wenn ich nicht meine Tage hatte, ständig passierte etwas, veränderte sich, wurde weich und hinterließ schlüpfrige Spuren. Beim Wegdämmern ließ ich die abendlichen Ereignisse immer wieder vor meinem inneren Auge ablaufen – Top hochgezogen, Hände auf Brüsten –, bis in meinem Inneren eine vollkommen neue Art von Aufruhr entfesselt wurde. Tief in mir drin rollte eine unbekannte Welle heran, tanzte durch mich hindurch und leckte dabei an jedem Nerv und jeder Zelle.

Was war das denn?

Ich war wieder vollkommen wach, versuchte mich zu erinnern, was genau ich gemacht hatte, wollte mir den Weg zu diesem außergewöhnlichen Ort merken, aber er entglitt mir bereits. Ich sank in einen unruhigen Schlaf.

* * *

»Wach auf, Rennie.«

Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter und zog mir die Decke über den Kopf.

»Rennie, bitte.«

Noch ehe ich mich umdrehte und das Gesicht meiner Mutter sah, nahm ich ein seltsames Beben in ihrer Stimme wahr und roch den Pinot noir. Sie klang zögerlich und irgendwie verzweifelt. Die Matratze sank ein, als sie sich neben mich setzte, und mein Körper versteifte sich, um die Vertiefung auszugleichen. Ich hielt die Augen geschlossen und atmete bewusst gleichmäßig.

»Rennie!« Das Flüstern war jetzt dringlicher und immer noch ungewohnt zittrig. Sie zog mir die Decke weg. »Bitte, wach auf.«

Obwohl sie neben mir saß und sich über mich beugte, ich ihren Atem warm an meinem Ohr spürte, wollte ich die Gedanken an Ted nicht loslassen. Warum kam meine Mutter mitten in der Nacht in mein Zimmer? Einen Moment lang verspürte ich Panik: Hatte sie einen sechsten Sinn dafür, dass ich heute zum ersten Mal so etwas wie Sex gehabt hatte? Oder hatte Peter mich verraten und ihr erzählt, dass ich weg gewesen war und Mist gebaut hatte? Ich drehte mich von ihr weg, im Halbschlaf, nicht in der Stimmung für eine Standpauke. Was ich gerade erlebt hatte, ließ mich immer noch schweben, und ich wollte es nicht aus den Augen verlieren.

»Rennie, wach auf. Bitte, wach auf.«

Geh weg, dachte ich.

»Süße. Bitte. Ich brauche dich.«

Da öffnete ich die Augen. Malabar war im Nachthemd, ihr Haar zerzaust. Ich setzte mich auf.

»Was ist, Mom? Alles in Ordnung?«

»Ben Souther hat mich eben geküsst.«

Ich versuchte, diese Information zu verarbeiten. Versuchte, mir einen Reim darauf zu machen. Konnte es nicht. Ich rieb mir die Augen. Meine Mutter saß immer noch neben mir.

»Ben hat mich geküsst«, wiederholte sie.

Ein Nomen, ein Verb, ein Objekt – eigentlich ein ganz simpler Satz, und doch begriff ich ihn nicht. Warum sollte Ben Souther meine Mutter küssen? Es lag nicht daran, dass ich naiv gewesen wäre – ich wusste, dass sich auch Menschen küssten, die sich nicht küssen sollten. Meine Eltern hatten mich mit den Geschichten ihrer jeweiligen Seitensprünge nicht verschont, und ich wusste mehr über Untreue als die meisten anderen Kinder. Ich war vier, als sich meine Eltern trennten, sechs, als mein Vater wieder heiratete, sieben, als diese neue Ehe zu zerbrechen begann, und acht, als meine Mutter schließlich Charles heiraten konnte, der, als sie sich kennenlernten, von seiner ersten Frau zwar längst getrennt, aber noch nicht geschieden war.

Auch Ben war natürlich verheiratet, mit Lily. Die Southers waren seit fünfunddreißig Jahren verheiratet.

Mom und Charles. Ben und Lily.

Die beiden Paare verband eine Freundschaft, seit meine Mutter und mein Stiefvater sich kannten, inzwischen seit fast einem Jahrzehnt.

Das war es, was mich an dem Kuss am meisten verwirrte – die Freundschaft zwischen Ben und Charles. Die Männer liebten sich heiß und innig. Sie waren seit fünfzig Jahren befreundet, vielleicht sogar länger – seit sie als kleine Jungs Steine über das glatte, graue Wasser der Bucht von Plymouth springen ließen und so taten, als wären sie Pilgerväter, die in den Dünen Festungen bauten und imaginäre Feinde mit Musketen aus Stöcken abwehrten. In all den Jahren hatten sie zusammen gejagt und geangelt, waren mit der Schwester des jeweils anderen ausgegangen, hatten einander als Trauzeugen gewählt und waren Paten für den Sohn des anderen geworden.

»Was soll das heißen, Ben hat dich geküsst?« Plötzlich war ich hellwach. Ich stellte mir vor, wie sie ihm daraufhin eine Ohrfeige verpasst hatte. So etwas traute ich meiner Mutter zu. »Was ist passiert?«

»Wir sind nach dem Abendessen spazieren gegangen, nur wir zwei, und er hat mich an sich gezogen, so.« Meine Mutter legte die Arme um ihren Körper, zeigte mir Bens Umarmung und durchlebte zugleich noch einmal die Erinnerung. Dann ließ sie die Arme sinken und streckte sich lächelnd neben mir auf dem Bett aus.

Eine Ohrfeige hatte es offenbar nicht gegeben.

»Ich kann es immer noch nicht glauben. Ben Souther hat mich geküsst«, sagte sie.

Was war heute Abend nur mit ihrer Stimme los?

»Er hat mich geküsst, Rennie.«

Da war es wieder: Glück. Ein Tonfall, den ich seit Charles' Schlaganfällen nicht mehr an ihr gehört hatte. Glück war vom

Nachthimmel gefallen und in der Stimme meiner Mutter gelandet. Ein Kuss – sein Glanz und Schimmer und das, was er womöglich bedeutete – hatte alles verändert.

»Er will, dass wir uns nächste Woche in New York treffen. Er hat da eine Vorstandssitzung – irgendwas mit Lachsen –, und Lily will in Plymouth bleiben. Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Wir lagen auf dem Rücken und sahen an die Decke, unsere Körper strahlten Wärme aus. »Was meinst du, was soll ich tun?«

Wir wussten beide, dass das eine rhetorische Frage war. Malabar plante immer voraus. Sie hatte sich schon entschieden.

»Ich werde deine Hilfe brauchen, Süße«, fuhr sie fort. »Ich muss mir überlegen, wie ich das mache. Wie ich es möglich mache.«

Ich lag still wie eine Leiche, unsicher, was ich sagen sollte.

»Natürlich möchte ich Charles nicht wehtun. Ich würde lieber sterben, als ihm noch mehr Kummer zu bereiten. Das ist für mich das Allerwichtigste. Charles darf es nie erfahren. Er wäre am Boden zerstört.« Sie hielt inne, als dächte sie ein letztes Mal über ihn nach, dann drehte sie sich auf die Seite und sah mich an. »Du musst mir helfen, Rennie.«

Meine Mutter brauchte mich. Mir war klar, dass ich die Lücken im Gespräch füllen sollte, aber mir fehlten die Worte. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Freust du dich nicht für mich, Rennie?«, fragte sie und stützte sich auf einen Ellbogen.

Ich sah ihr ins Gesicht, in die dunklen, hoffnungsvoll schimmernden Augen, und plötzlich freute ich mich für sie. Und für mich. Malabar hatte sich verliebt, und sie hatte mich als ihre Vertraute gewählt, eine Rolle, nach der ich mich immer geseht hatte, ohne es zu wissen. Vielleicht hatte es ja etwas Gutes. Vielleicht konnte jemand, der so vital war wie Ben, meine Mutter aus der Missstimmung befreien, in der sie sich seit Charles' Schlaganfällen befand und die manchmal auch schon in den Jahren davor aufgetreten war. Vielleicht würde sich meine Mut-

ter im Herbst, wenn die Schule wieder losging, anziehen, bevor sie mich und die Nachbarskinder morgens zur Schule fuhr. Kein Mantel überm Nachthemd mehr, kein Kopfkissenabdruck in ihrem aufgedunsenen Morgengesicht. Vielleicht würde sie sich die Haare bürsten, Lipgloss auftragen und die anderen Kinder mit einem gut gelaunten »Hallo« begrüßen, so wie die anderen Mütter.

»Natürlich freue ich mich«, sagte ich. »Ich freu mich sehr für dich.«

Ihre Reaktion – dankbare Tränen – machte mich mutig.

»Du hast es verdient, nach allem, was du durchgemacht hast«, sagte ich zu ihr.

»Süße, du darfst es niemandem erzählen. Keiner Menschenseele. Deinem Bruder nicht, deinem Vater nicht, und deinen Freundinnen auch nicht. Niemandem. Es ist eine ernste Angelegenheit. Versprich es mir, Rennie. Dieses Geheimnis musst du mit ins Grab nehmen.«

Ich versprach es sofort, ganz begeistert, eine Hauptrolle im Drama meiner Mutter bekommen zu haben, und merkte nicht, dass ich zum zweiten Mal an diesem Abend überrumpelt worden war.

Die Menschen in den Schlafzimmern um uns herum – mein Bruder Peter, mein Stiefvater Charles, Ben und seine Frau Lily – schliefen alle friedlich in ihren Betten. Sie hatten keine Ahnung, dass der Boden unter ihnen in Bewegung geraten war. Meine Mutter hatte ihren Blick verengt und sich für das Glück entschieden, und ich machte bereitwillig mit, wobei wir beide die Gefahren des neuen Terrains ignorierten.

* * *

Als die Morgendämmerung durch mein offenes Fenster strömte und die Sonne über dem äußeren Strand aufging, der langen Landzunge aus Sand und Dünen, die unsere Bucht vom Atlantik

trennt, war der Himmel pink mit roten Streifen. Ich wachte hoffnungsfroh auf und dachte nicht mehr an Ted. Ich wusste bereits, wenn er am Abend auf unserer Veranda auftauchen würde, würde ich mich nicht mit ihm zum Strand stellen, um zu spüren, wie er sein Becken gegen meines drückte. Ich würde zu Hause bleiben, um die Verführung meiner Mutter mitzuerleben.